

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 21 (1995)

Heft: 2

Artikel: Gesellschaftstheorie und die Unmöglichkeit ihres Gegenstandes :
diskurstheoretische Perspektiven

Autor: Stäheli, Urs

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-814767>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GESELLSCHAFTSTHEORIE UND DIE UNMÖGLICHKEIT IHRES GEGENSTANDES: DISKURSTHEORETISCHE PERSPEKTIVEN *

Urs Stäheli

Centre for Theoretical Studies in the Social Sciences and Humanities,
University of Essex

Nachdem das Soziale bereits für tot erklärt worden ist (so etwa Baudrillard, 1979) und auf diese Weise die Soziologie den für sie konstitutiven Forschungsgegenstand zu verlieren droht, mag auf den ersten Blick die Rede von der „Unmöglichkeit der Gesellschaft“ als eine bloß moderatere Version der Baudrillardschen Radikalformel erscheinen. Der argentinisch-englische Politologe Ernesto Laclau und die belgische Sozialphilosophin Chantal Mouffe, welche in ihrem Werk¹ von eben dieser Unmöglichkeit ausgehen, wären allerdings verkannt, wollte man sie ebenfalls schnell ins zynische und apokalyptische Szenario Baudrillards abschieben. Entgegen der häufig ungenauen Verwendung des Reizwortes „Postmoderne“, unter dem etwa Baudrillard eingeordnet wird, oder den soziologischen Diagnosen „postmoderner Gesellschaften“ (Lash, 1990; Giesen, 1991; Crook et al. 1992), versuchen Laclau und Mouffe einen eigenständigen sozial- und politiktheoretischen Ansatz, der beweisen soll, daß insbesondere der Gebrauch von Theorien aus dem Kontext der Poststrukturalismuskussion auch aus einer gesellschaftstheoretischen Perspektive – für manche unerwartet – viel Sinn machen kann. Dadurch, daß sie die weitverbreitete Reduzierung von Poststrukturalismus auf Postmoderne vermeiden, gelingt es Laclau/Mouffe, einen poststrukturalistischen Ansatz zu entwickeln, der sich jenseits der müßigen Diskussion ansiedelt, ob und wann die Postmoderne begonnen hat, und was denn ihre Eigenschaften ausmachen.

Eine fruchtbare gesellschaftstheoretische Auseinandersetzung mit dem Poststrukturalismus mußte nicht zuletzt wegen eines derart feuilletonistischen Postmodernebegriffs lange auf sich warten lassen. In Frankreich, den USA und in beschränktem Ausmaße in Großbritannien, jenen Regionen also, in denen das poststrukturalistische Denken in den Humanwissenschaften am

1 Ernesto Laclau und Chantal Mouffe haben mit „Hegemonie und radikale Demokratie“ (1991, engl. 1985; fortan zitiert als HD) ein im anglo-amerikanischen Raum intensiv und kontrovers diskutiertes Werk vorgelegt, das insbesondere durch Laclaus „New Reflections on the Revolution of Our Time“ (1990) wertvolle theoretische Präzisierungen und Erweiterungen erfahren hat.

stärksten Fuß fassen konnte, hat dessen soziologische und gesellschaftstheoretische Rezeption erst seit den 80er Jahren eingesetzt.² Im deutschsprachigen Raum kann bis zum heutigen Tage von keiner breiten produktiven Rezeption des Poststrukturalismus die Rede sein. Der anfänglich schroffen und *destruktiven* Verurteilung des „französischen Irrationalismus“ durch die Kritische Theorie sind inzwischen auch, vornehmlich aus philosophischer Perspektive, behutsamere Lesarten gefolgt.³ Am ehesten finden sich in der Luhmannschen Systemtheorie Artikulationspunkte für poststrukturalistische Theoreme, was besonders seit den 90er Jahren durch die Integration und Rezeption verschiedener Begriffe aus dem Werke Derridas und Lyotards belegt wird.⁴

Der Vorzug einer poststrukturalistischen Gesellschaftstheorie erweist sich in erster Linie im veränderten Status, welcher dem Sozialen zugeschrieben wird. Diese Verschiebung des theoretischen Blickwinkels wird sichtbar in der transformierenden Ersetzung des Begriffs des Sozialen durch jenen des Diskurses. Im folgenden wird dem Laclau/Mouffeschen Diskursbegriff nachgegangen, um zu untersuchen, inwiefern hier ein theoretisch konsistentes und fruchtbares Angebot gemacht wird. Ich versuche damit aufzuzeigen, wie auf einer grundbegrifflichen Ebene der Anspruch, Gesellschaftstheorie zu betreiben, vertreten werden kann, selbst – oder gerade dann –, wenn grundlegende Einsichten der Poststrukturalismuskussion aufgenommen werden. Damit soll nicht zuletzt auf Denkmöglichkeiten hingewiesen werden, die durch die Infragestellung der selbstverständlichen Gegebenheit des Gegenstandes der Soziologie – die Gesellschaft – stimuliert werden.

Zunächst gilt es deshalb, den Diskursbegriff so darzustellen, daß dessen Attraktivität für dieses Vorhaben deutlich wird (1). Dies ermöglicht es, die begriffliche Unterscheidung zwischen Diskursivität und diskursiver Formation vorzunehmen, um so die epistemologische Einstellung der Diskurstheorie von ihrem Forschungsgegenstand heuristisch zu trennen (2). Die kurze Diskussion einiger der häufigsten Kritiken an dem hier vorgestellten Diskursbegriff möchte weitverbreitete Fehllektüren vermeiden helfen und stattdessen auf Probleme hinweisen, die mit dem impliziten Verhältnis von

2 Für einen Überblick über das Verhältnis von Soziologie, Postmoderne und Poststrukturalismus siehe Aggers (1991).

3 Vgl. etwa Wellmer (1985) oder von einer Lyotardschen Position her Welsch (1987). Aus der Perspektive einer offenen Rekonstruktion von Subjektivität siehe Weisenbacher (1993).

4 Vgl. dazu insbesondere Luhmanns Auseinandersetzung mit der Dekonstruktion (1993) und den Versuch einer diskurstheoretischen Lektüre des Luhmannschen Politikbegriffes (Stäheli, 1995).

Diskurstheorie und Konstruktivismus zusammenhängen (3). Mit dieser Exploration des Diskursbegriffes wird das Terrain für die These, daß mit dem Diskursbegriff eine Reformulierung des Sozialen möglich sei, soweit vorbereitet, daß die Unfixiertheit des Sozialen in Zusammenhang mit dessen konstitutiv antagonistischen Charakter gedacht werden kann. Gerade aber bei der theoretischen Begründung der Unaufhebbarkeit von Antagonismen verwenden Laclau/Mouffe zwei unterschiedliche Argumentationsfiguren (von Lacan und Derrida), deren Kompatibilität ungeklärt ist (4).

1. Diskurstheoretische „Grundlegung“

Seit das poststrukturalistische Denken nicht zuletzt durch seine Kritik am Totalitätsbegriff und dem Subjektbegriff die Möglichkeit von Gesellschaftstheorie nachhaltig erschüttert hat, bedarf es dringend der „Grundbegriffe“, mit denen erneut die De-Konstruktion des Begriffs der Gesellschaft gewagt werden kann. Daß der *Grund*, welcher sich mit diesen Begriffen eröffnet, eher einem *Abgrund* als einer stabilen Unterlage gleicht, wird bei einem poststrukturalistischen Ansatz wohl kaum überraschen.⁵ Der an Foucaults „Archäologie des Wissens“ (1973) und Derridas Dekonstruktivismus orientierte Diskursbegriff von Laclau/Mouffe soll im folgenden eine derartige Funktion übernehmen. Ich unterscheide dafür drei wichtige Dimensionen des Diskursbegriffs: die Materialität des Diskurses (1.1), den Diskurs als Signifikantensystem (1.2) und die konstitutive Rolle von Macht für jeden Diskurs (1.3).

1.1 Die Materialität des Diskurses

Traditionelle Sprach- und Diskurskonzeptionen gehen von Sprache als mehr oder weniger transparentem Medium aus, das eine vorsprachliche Wirklichkeit zu repräsentieren in der Lage ist. Gegen eine derartige Sprachkonzeption wendet sich etwa Derridas (1974) Konzept der *écriture* und deren Erforschung durch die Grammatologie. Der traditionellen Sprachkonzeption inhäriert der Phonozentrismus, d. h. die Bevorzugung der mündlichen Sprache gegenüber der Schrift, die als Derivat der mündlichen Sprache bestimmt

5 Die „Abgründigkeit“ von Laclau/Mouffes Diskurstheorie zeigt sich in einem Diskussionsbeitrag von W. F. Haug zu einem Referat von Laclau (1983a): “How to avoid losing the ground in order not to get into a vast sea of discourses”? und der Antwort Laclaus: “What kind of ground are we losing? [...] The ground we are losing is the apriori theory of society, the guarantees of history, which prevails in classical Marxism founded in the essentialist logic” (Laclau in Paldan, 1983, 55).

wird und so ihre konstitutive Rolle einbüßt. Der Phonozentrismus bevorzugt die Stimme wegen ihrer Unmittelbarkeit zur Präsenz, d. h. zum Wesen der Dinge. Derrida dagegen destabilisiert in seiner Kritik der Metaphysik die hierarchische Anordnung von Sprechen und Schrift. Wenn die Illusion der Unmittelbarkeit aufgegeben wird, verändert sich das Verhältnis von Repräsentation und Wirklichkeit grundsätzlich, da keine eindeutig bestimmbare Grenzlinie mehr auszumachen ist. Daß bei Repräsentationen Verzerrungen entstehen können, wird – insbesondere in hermeneutischen Ansätzen – gerne zugestanden und zur Begründung der Notwendigkeit der eigenen Wissenschaft gemacht. Die hier vertretene Position geht jedoch über jene der Hermeneutik hinaus: Der Maßstab zur Bestimmung dessen, was Verzerrung sein könnte, geht verloren, wenn der Begriff einer einheitlichen und präsenten Wirklichkeit aufgegeben wird.

Ähnlich wie Derridas Phonozentrismuskritik verzichtet auch die Foucaultsche Diskursanalyse auf die Voraus-Setzung einer vorgängigen Wirklichkeit: Es geht nicht darum, „den Diskurs zu interpretieren, um durch ihn eine Geschichte des Referenten zu zeichnen“ (Foucault, 1973, 71). Der Diskurs fungiert – im Gegensatz zur Auffassung von Diskurs als Vermittler zur Wirklichkeit – keineswegs als „Zeichen von etwas anderem“, indem seine „Mächtigkeit“ durchquert wird, um letztlich auf eine schweigende Wirklichkeit zu stoßen (Foucault, 1973, 72). Als Alternative zur allegorischen Leseweise von Diskursen bietet sich deshalb an, den Diskurs in seiner Diskursivität ernst zu nehmen. So stehen denn auch das Funktionieren der Diskurse, die Verteilung (Dispersion) diskursiver Aussagen sowie Identitätseffekte im Vordergrund jeder Diskursanalyse. Werden wir uns der Radikalität dieser Aussage bewußt: In einem außerdiskursiven Raum gibt es weder Subjekte noch Klassen, weder Frau noch Mann, weder Foucault noch Luhmann – Diskurse interessieren deshalb gerade in ihrem Funktionieren als Konstitutionszusammenhang von Sinn.

Das hier skizzierte Diskursverständnis dient als Gegenbegriff zur „referentiellen Illusion“ (Barthes) objektiver Wissenschaft. Die Wirklichkeitsauffassung der Diskurstheorie kann deshalb am ehesten als *konstruktivistisch* bezeichnet werden.

1.2 *Der Diskurs als System von Differenzen*

Mit Hilfe der aus der strukturalistischen Linguistik von de Saussure stammenden Einsicht, daß es keine positiven Einheiten, sondern nur Differenzen in der Sprache gibt, bestimmt Laclau den Diskurs als „eine Totalität,

deren Termini sich als Unterschiede innerhalb eines bestimmten Sinnfeldes konstituieren“ (1981, 208). Erst die Kritik am cartesischen Essentialismus⁶ der frühen strukturalistischen Linguistik machte einen Diskursbegriff im Sinne eines „*system of differences*“ möglich, in welchem das Subjekt nicht mehr außerhalb des Diskurses plziert wird (Laclau, 1989, 69). Auch die de Saussuresche Unterscheidung des linguistischen Zeichens in Signifikat (Bezeichnetes) und Signifikant (Bezeichnendes) wird zusehends brüchig. Zwar war schon bei de Saussure deren Beziehung *arbiträr*, d. h. beispielsweise, daß der Signifikant „Demokratie“ nichts mit dem Signifikat „Demokratie“ zu tun haben muß. Das auf derartige Weise einmal bestimmte Zeichen bleibt bei de Saussure jedoch fixiert. Die poststrukturalistische Kritik – am eindrucklichsten wohl jene von Derrida – wendet sich unter Beibehaltung der Einsicht in den differentiellen Charakter der Sprache gegen die eindeutige Trennung von Signifikat und Signifikant. Denn eine derartige Trennung setzt voraus, daß das Signifikat auf einer anderen Realitätsebene angeordnet wird als der Signifikant, was letztlich „metaphysische“ theoretische Konsequenzen nach sich zieht:

Durch die Beibehaltung der im wesentlichen und rechtlichen Sinn strengen Trennung zwischen signans und signatum sowie der Gleichstellung von signatum und Begriff bleibt von Rechts wegen die Möglichkeit offen, einen Begriff zu denken, der in sich selbst Signifikat ist, und zwar aufgrund seiner einfachen gedanklichen Präsenz und seiner Unabhängigkeit gegenüber der Sprache, das heißt gegenüber einem Signifikantensystem [Derrida, 1986a, 56].

Ein derartig unabhängiges Signifikat, d. h. ein „transzendentes Signifikat“ (also außerdiskursive Instanzen wie etwa Gott, Kapitalismus oder Vernunft), ließe sich nicht mehr differenztheoretisch bestimmen und widerspräche einem Ansatz, der auf außerdiskursive Bedeutungsgaranten verzichtet. Die Unterscheidung von Signifikant und Signifikat setzt bei de Saussure einen Isomorphismus zwischen diesen beiden Ebenen voraus – sonst wäre keine Bedeutung fixierbar. Nur taucht bei der Konstatierung des Isomorphismus drängend die Frage auf, wie die Differenz zwischen beiden gedacht werden kann (Laclau, 1989, 68). Im de Saussureschen Denksystem bleibt jedoch gerade diese Frage unbeantwortbar, was poststrukturalistische Theorien dazu zwingt, diese Differenz zu relativieren. Das Signifikat eines Signifikanten kann letztlich nichts anderes als ein anderer Signifikant sein,

6 Laclau kritisiert den essentialistischen Subjektbegriff von de Saussure: “As for the distinction between *langue* and *parole* – between language as collective ‘treasure’ and its use by each individual speaker – this distinction can be maintained *only* if one assumes a subject exterior to the linguistic system” (1989, 68).

was zu einer unendlichen Verweisung des einen Signifikanten auf den nächsten führt.

Der Poststrukturalismus – so Laclau – erschütterte die Unmittelbarkeit des Zeichens in zweifacher Hinsicht: Erstens ist es nie mit sich selbst identisch, sondern kann nur relational zu seinem Kontext bestimmt werden. Da die diskursiven Einheiten des Kontextes differentiell konstituiert werden, also selber von Identitäten differieren müssen, kann keine erste Einheit und kein Anfang ausgemacht werden. Damit eng verbunden ist zweitens eine nicht hintergehbare Ambiguität und Unfixiertheit der verschiedenen Signifikanten, ließen sich diese doch nur dann fixieren, wenn ein festgeschriebener und abgrenzbarer Kontext auszumachen wäre: “The most diverse forms of contemporary thought are permeated by the relational character of identities in conjunction with the impossibility of intellectual mastery over the context” (Laclau, 1989, 70). Die scheinbar so einfache Forderung nach Kontext oder Kontextwissen entpuppt sich als höchst problematisch. Denn der Kontext einer Aussage wird durch diese selber strukturiert, d. h. von Kontext zu sprechen macht nur Sinn, wenn dieser sich auf etwas beziehen kann. Wenn aber gerade dieser Bezugspunkt nicht fixiert ist, wird die eindeutige Bestimmung des Kontextes selber unmöglich, da die Unbekannte der Gleichung (die Aussage oder der Signifikant x) in die Definition des Kontextes selber eingeht. Die stets unvollständige Determination durch den Kontext schafft erst die Möglichkeit, Sinn zu erzeugen, da Sinn sich nur auf dem Hintergrund der Wählbarkeit unterschiedlicher Optionen ergeben kann (Laclau, 1982, 11).⁷

1.3 *Diskurs und Macht*

Laclau/Mouffe führen ihren Machtbegriff auf der Ebene des Diskurses und seiner Artikulation ein. Im Gegensatz zu utopistischen Vorstellungen einer machtfreien Gesellschaft kann es Diskurse nur als von Macht durchdrungene geben, da jede soziale Objektivität immer bedroht ist, gleichzeitig aber der Unterdrückung von Bedrohung die eigene Existenz verdankt. Dies führt zunächst zu einem pessimistischen Schluß: “If power is the prerequisite of any identity, the radical disappearance of power would amount to the disintegration of the social fabric” (Laclau, 1990a, 33). Durch die zentrale Stellung ihres Foucaultschen Machtbegriffes grenzen sie sich „von dem

⁷ Ganz ähnlich übrigens Luhmann, welcher phänomenologisch die Sinnform als „Überschuß [...] von Verweisungen auf weitere Möglichkeiten des Erlebens und Handelns“ bestimmt (1984, 93). Die Differenz von „*aktual Gegebenem* und dem auf Grund dieser Gegebenheit *Möglichem*“ erklärt, wie Sinn als Differenz erlebt wird (111).

extremen Pluralismus mancher postmoderner Autoren“ ab, welche jede Differenz unabhängig von ihrer Einbindung in Herrschaftsverhältnisse als Aufspaltung des Identitätsdenkens feiern (HD, 26 f.).

Obwohl Macht sich als notwendig für das Funktionieren der „social fabric“ erweist, folgt daraus nicht, daß diese sich gleichmäßig verteilt und sich so pulverisieren würde. Eine derartige (postmoderne?) Radikalisierung des Machtbegriffs würde ihn für die Gesellschaftstheorie unbrauchbar machen, da sie dadurch blind würde gegenüber überdeterminierten „partiellen Machtkonzentrationen, die in jeder konkreten Gesellschaftsformation existieren“ (HD, 202). Machtkonzentrationen sollten hier nicht als das Innehaben von Macht durch Subjekte, sondern als diskursive Fixierungen verstanden werden, d. h. letztlich als die Spuren der Kontingenz, welcher jeder temporär stabilisierten Artikulation innewohnen. Wenn sich also die Selektion einer spezifischen Option im diskursiven Sinngebungsprozess als erfolgreich erweist, dann besteht Macht gerade in dieser Objektivierung einer Kontingenz. Wegen der Allgegenwart von Macht ist diese Machtkonzeption wohl zu Recht als eine „Semiotik der Macht“ bezeichnet worden: „Power is neither ethical nor micropolitical: above all it is textual, semiotic, and inherent in the very possibility of textuality, meaning and signification in the social world“ (Clegg, 1989, 184).

2. Diskursivität und diskursive Formation

Fassen wir zusammen: Zunächst wurde argumentiert, daß der Diskurs nicht als Vermittlungskategorie zu einer zuvor bestehenden Wirklichkeit, sondern in seiner eigenen Materialität als Konstruktion zu lesen ist. In einem zweiten Schritt wurde vorgeschlagen, den Diskurs nicht als fixiertes System identischer Elemente, sondern als ein System von Differenzen zu konzipieren. Daran anschließend, können wir zwei unterschiedliche Abstraktionsebenen von Diskursivität (2.1) und Diskurs/diskursive Formation (2.2) unterscheiden.

2.1 *Epistemologie des Diskurses: Diskursivität*

Diskursivität wird bestimmt als „horizon [...] of the constitution of the being of every object“ (Laclau/Mouffe, 1990, 105), bezieht sich also auf unseren ersten Argumentationsschritt wider die „referentielle Illusion“. Damit weist sich die diskurstheoretische Position als *konstruktivistische* aus, welche sich für die Materialität der Konstruktionen interessiert. Deutlich wird die

theoretische Leistung des Diskursivitätsbegriffs, wenn man eines der zahlreichen Beispiele des französischen Historikers Paul Veyne aufgreift: Ein Kannibale wird erst durch diskursive Praktiken zum Kannibalen, d. h.,

daß dieser Esser ein Kannibale nur für einen kulturellen Kontext ist, für eine Praktik, die eine solche Ernährungsgewohnheit „wertend“ objektiviert, um sie für barbarisch oder aber für heilig zu halten [...]. In benachbarten Praktiken wird derselbe Esser wiederum anders, wird er nicht als Kannibale objektiviert werden: er hat zwei Arme und eine Arbeitskraft, er hat einen König und man objektiviert ihn als Mitglied des Kind-Volkes oder auch als Herdenvieh [Veyne, 1981, 44].

Eine vordiskursive Präsenz des Kannibalen kann es nicht geben, weil er mittels dieser objektivierenden, diskursiven Praktiken immer schon im Horizont der Diskursivität konstituiert wird. Die Existenz eines vorgängigen „Etwas“ wird damit keineswegs bestritten – solange wir uns aber als soziale *Personen*, welche eine bestimmte Subjektposition einnehmen (etwa jene des Schreibens bzw. des Lesens eines Aufsatzes ...), beschreiben, können wir uns nicht außerhalb der Diskursivität stellen und kann das Vor- oder Außerdiskursive nicht als solches interessieren. Laclau/Mouffe sehen denn auch ihren Diskursbegriff als Radikalisierung Foucaults, da dieser noch zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken unterscheidet (vgl. HD, 157).⁸

Der Gewinn des Laclau/Mouffeschen Diskursbegriffes liegt im theoretisch konsequenten und expliziten Bruch mit der Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken (z. B. Ökonomie), soll doch mit diesem jegliches Ebenenmodell (v. a. Basis-Überbau-Modell, aber auch kulturalistische Ansätze) der Gesellschaft aufgegeben werden. Ein diskursives Geflecht legt sich quer zur Unterscheidung von Sprache und Materialität, da es materielle und rein sprachliche Positionen ineinander verwebt (HD, 159 f.). Jenseits der Kategorien von Denken und Wirklichkeit wird das

8 Zuzustimmen ist zwar insoweit, als daß bei Foucault diese Unterscheidung nie „klar“ vorgenommen oder abgestritten wird. Die Heterogenität seiner diskurstheoretischen Texte erlaubt jedoch auch Lesarten, welche diese Unterscheidung in Frage stellen. Etwa wenn Foucault feststellt, „daß dieses Prädiskursive noch zum Diskursiven gehört“ (1978b, 112). Noch deutlicher wird Foucault in einer Diskussion mit J.-A. Miller. Auf die Frage, was denn bei ihm das Außerdiskursive sei, antwortet Foucault: „Alles nicht-diskursive Soziale ist Institution.“ Miller setzt dagegen, daß Institutionen aber auch diskursiv seien, was Foucault zur etwas unwirschen Antwort „Von mir aus“ führt, da diese Unterscheidung für sein theoretisches Vorhaben bedeutungslos sei: „Vergleicht man etwa das architektonische Programm der Ecole Militaire von Gabriel mit der Ecole Militaire selbst: Was ist da diskursiv, was institutionell? Mich interessiert dabei nur, ob nicht das Gebäude dem Programm entspricht.“ (Foucault, 1978b, 125)

Feld umstrukturiert für die Einführung neuer Kategorien in die gesellschaftstheoretische Reflexion: „Synonymie, Metonymie und Metapher sind keine Gedankenformen, die einer ursprünglichen, konstitutiven Buchstäblichkeit sozialer Verhältnisse einen zweiten Sinn hinzufügen; vielmehr sind sie selbst Teil des ursprünglichen Terrains, auf dem das Soziale konstituiert wird“ (HD, 161). Aus einer Position, die Begriffe als Annäherung an eine unabhängig von ihnen gegebene Realität betrachtet, mag dies ein bedenkliches, gar skandalöses Ergebnis sein. Dem/der DiskurstheoretikerIn bietet sich dagegen eine Vielzahl neuer Analysemöglichkeiten an: Denn wenn die objektivierenden, diskursiven Praktiken kontingent sind, gerät das weite Feld sinnproduzierender Praktiken ins Zentrum einer Analyse, die um die rhetorische Konstitution von Sinnformen weiß.

Die Produktion von Sinn analysieren Laclau/Mouffe mit den Begriffen Element und Moment. Ein Element bezeichnet „jede Differenz, die nicht diskursiv artikuliert ist“, ein Moment „die differentiellen Positionen, insofern sie innerhalb eines Diskurses artikuliert erscheinen“ (HD, 155). Das „Reich der Elemente“ muß als „verständige Abstraktion“ betrachtet werden, und es erscheint meines Erachtens bereits zweifelhaft, diesem überhaupt Bestimmungen zukommen zu lassen, da seine Beschaffenheit für die Artikulation keine Rolle spielt bzw. keine Rolle spielen darf, will man nicht einer essentialistischen Position verfallen.⁹ Im Normalfall werden nicht außerdiskursive Elemente artikuliert, sondern, um die Laclausche Unterscheidung zwischen Moment und Element aufzunehmen, nicht ganz zu Momenten fixierte Elemente anderer Diskurse re-artikuliert. Von „reinen“ Elementen kann kaum mehr als ihre Existenz angenommen werden, da diese, sobald sie Bedeutung tragen, sich innerhalb eines Signifikationsystems befinden. Zur Klärung des Status von Elementen bietet es sich, analog zur Luhmannschen Systemtheorie, an, Elemente als *diskursive Umwelt* eines Diskurses zu bestimmen, die aus der Perspektive eines spezifischen Diskurses nur als irritierend wahrgenommen werden kann und somit diskursrelativ zum unartikulierten Element wird. Präziser könnte dadurch die Re-Artikulation von Elementen als Artikulation eines internen Beobachtungskonstruktes bestimmt werden. Das zu artikulierende Element verliert aus einer derartigen Luhmannschen beobachtungstheoretischen Perspektive seine diskursunabhängige Einheit und dessen Theoretisierung ist so gegen die Gefahr gefeit, als aus unterschiedlichen Perspektiven Wahrgenommenes, aber ansonsten mit sich Identisches, betrachtet zu werden.

9 Die Spekulation über eine außerdiskursive Wirklichkeit macht als *diskursive Praktik* selbstverständlich Sinn und kann in theoretischen und politischen Kämpfen effektiv, doch stets innerhalb der Diskursivität, eingesetzt werden. So z. B. im Neo-Liberalismus, wenn mit der Naturwüchsigkeit des Marktes argumentiert wird.

2.2 *Diskursive Formationen und ihre Grenzen*

Obwohl die Diskursivität selber keine Existenzbedingung kennt, sondern eher die Möglichkeit der „Unmöglichkeit von Gesellschaft“ beschreibt, trifft diese Feststellung nicht auf die einzelnen Diskurse zu, die als diskursive Formationen mit Foucault als „Regelmäßigkeit in der Verstreuung“ bestimmt werden (HD, 155; Foucault, 1973, 58). Hier nehmen wir den zweiten Argumentationsschritt auf: Diskurse lassen sich als Systeme von Differenzen bestimmen, die aus keiner zugrundeliegenden Einheit ableitbar sind (z. B. vom artikulierenden Subjekt, Regelkern, Thema, Objekt etc.). Mit Regelmäßigkeit wird in Abgrenzung zum üblichen Regelbegriff, der eine feste Regel auf unterschiedliche Fälle anwendet, der Versuch unternommen, diskursive Formationen zu individualisieren, ohne sich eines Zentrums bzw. des unveränderlichen Wesens eines Diskurses bedienen zu müssen. Der systemische Charakter ergibt sich aus der relationalen Bestimmung jeder Identität, die nur insofern identisch ist, als sie sich nicht selber ist. Von Beliebigkeit der diskursiv artikulierten Momente kann keine Rede sein, würde diese doch voraussetzen, daß ein Element unabhängig vom Geflecht differenzieller Beziehungen in einen Diskurs eingeführt werden könnte. In diesem Falle würde das einzuführende Element gerade nicht zum Moment werden, sondern nähme eine ähnliche Position ein wie bei Derrida das transzendente Signifikat. Die prinzipielle Kontingenz jeder diskursiven Einheit findet sich somit stets in konkrete historische Konfigurationen eingebunden.

Allerdings kritisiert Laclau, insbesondere in seinen neueren Schriften, die Beschränkungen des Foucaultschen Diskursbegriffes. Der Begriff der Regelmäßigkeit ist letztlich nicht in der Lage, die Grenzen diskursiver Formationen zu beschreiben. Dazu wird es nötig, die Konstruktion von diskursiver Identität zu erfassen, was eine selbstreferentielle Bewegung der Eigenbezeichnung erfordert. Mit dem Begriff des „leeren Signifikanten“ (Laclau, 1994) wird dieses Problem theoretisiert. Der leere Signifikant, welcher jeglicher konkreten Bedeutungsfunktion entledigt ist, repräsentiert die unmögliche Totalität des diskursiven Systems. Nur durch die Subversion des Zeichens im leeren Signifikanten (ein Zeichen ohne positive Bedeutungsfunktion) wird es möglich, das Sein des diskursiven Systems selbst anzuzeigen. Denn der „leere Signifikant“ muß gerade die für das diskursive System konstitutive Differenz von innen/außen, welche notwendig den Bedeutungshorizont des Systems übersteigt, bezeichnen.¹⁰ Die Offenheit

10 Interessanterweise scheint die Diskurstheorie in ihrem Versuch, über die Restriktionen eines Foucaultschen Diskursbegriffs hinauszukommen, der Luhmannschen Systemtheorie ähnliche Lösungsstrategien zu verfolgen. Auch Luhmann konzipiert Systeme differenztheoretisch basierend auf der Differenz von System/Umwelt.

der Foucaultschen Diskurse weicht damit einem Diskurskonzept, das sich für das Funktionieren notwendig ausschließender Grenzen interessiert.

3. Topoi der Kritik an der Diskurstheorie

Da der so formulierte Diskursbegriff immer wieder auf heftige Kritik stößt, diese aber weitgehend die Besonderheiten der Konzeption übersieht, soll im folgenden auf die häufigsten Einwände eingegangen werden. Damit wird gleichzeitig der Weg zu einer Debatte geöffnet, welche genauer auf die theoriebautechnischen Probleme des Laclau/Mouffeschen Ansatzes einzugehen vermag.

1. *Sprachlichkeit des Diskurses*: Mit dem Diskursbegriff würde ein absolutes Primat der Sprache eingeführt (z. B. Mayorga, 1984, 726). Wittgensteins Sprachspieltheorie zitierend weist Laclau darauf hin, daß der Diskurs ein Geflecht von *linguistischen und nicht-linguistischen* Handlungen ist. Der Begriff des Diskurses bewegt sich *vor* der Unterscheidung von Sprache und Nicht-Sprache (Laclau/Mouffe, 1990, 100) und impliziert so die Annahme, daß jede soziale Konfiguration sinnvoll ist. Eine ungenaue Lektüre Laclau/Mouffes, welche Diskurs mit Sprache gleichsetzt, mag ihrem Rekurs auf linguistische Einsichten in der Nachfolge von de Saussure geschuldet sein. Dieser Rekurs nimmt aber nur einen methodologischen Status ein, da differentielle Artikulationen anhand von sprachlichen Zeichengefügen besonders gut beobachtbar sind. Keineswegs sollen damit Sprache und Außersprachliches gleichgesetzt werden, sondern nur deren gemeinsamer differentieller Charakter hervorgehoben werden: "It is not that reality is language, but that the increasing formalization of the linguistic system brought about the definition of a set of relational logics that embrace more than the linguistic narrowly defined" (Laclau, 1989, 71).

2. *Verneinung einer außerdiskursiven Realität*: Wenn die Unterscheidung von Diskurs und Außerdiskursivem aufgegeben wird, werde die Existenz realer Objekte verneint, und man falle letztlich auf eine idealistische Position zurück. Das heiße, "that there is no *pre-discursive* objectivity or reality, that objects not spoken, written or thought about *do not exist*" (Geras, 1987, 66). Geras verengt den Diskursbegriff aber zu sehr und verfehlt den diskurstheoretischen Status von Objekten: „Nicht die Existenz von Gegenständen außerhalb unseres Denkens wird bestritten, sondern die ganz andere Behauptung, daß sie sich außerhalb jeder diskursiven Bedingung des Auftauchens als Gegenstände konstituieren könnten“ (HD, 158). Zu unter-

scheiden ist das stets historische „esse“ eines Objekts (diskursive Ebene) von dem ahistorischen „ens“ (Laclau/Mouffe, 1990, 103 f.). D. h. es existieren durchaus Kannibalen, aber kein ahistorisches „ens“ des Kannibalen. Mit der Ablehnung eines naiven empirischen Realismus, der glaubt, natürliche Gegenstände transparent lesen zu können, fühlen Laclau/Mouffe sich einig mit neueren Entwicklungen der Epistemologie (Kuhn, Feyerabend).

Gegen das obige Argument der diskursiven Konstituierung eines Gegenstandes ließe sich, selbst falls man dieses akzeptiert, einwenden, daß in der Tat keine transparenten *facts* existieren, aber daß sich gewisse außerdiskursive Objekte besser für bestimmte Artikulationen eignen als andere;¹¹ es könnten außerdiskursive Zwänge vorliegen, die spezifische Artikulationen begünstigen und andere ausschließen. So ließe sich argumentieren, daß bestimmte Grundbedürfnisse von Gesellschaften als elementare Zwänge bestehen. Laclau gewährt solchen Überlegungen zwar einen abstrakten Stellenwert, wehrt sich aber dagegen, diesen eine Position außerhalb von Abstraktionen einzuräumen: „However abstract and general ‘needs’ may be, their articulation will always occur within specific discursive practices“ (Laclau, 1990e, 218).

Diese Diskussion mag esoterisch oder sophistisch anmuten, deshalb sei hier kurz die theoriestrategische Rolle dieser Ausführungen betont. In der Laclau/Mouffeschen Demokratietheorie, welche auf ihrer Diskurstheorie aufbaut, wird so jegliches essentialistisches Politikverständnis, wie sie u. a. in einigen Versionen der marxistischen Klassentheorie, aber auch des Kommunitarismus präsentiert werden, verworfen.¹² Das Ziel politischen Handelns kann nicht aus einer vorgeordneten Identität (einem „transzendentalen Signifikat“) abgeleitet werden, sondern hängt von der jeweiligen hegemonialen Artikulation in historischen Kämpfen ab. Wenn Klassendiskurse nicht aus einem außerdiskursiven Wesen einer Klasse (eine Annahme, die sich meist mit einer der Diskurstheorie fremden, außerdiskursiven Konzeption der Produktionsverhältnisse verbindet) abgeleitet werden können, wird jede notwendige Beziehung zwischen – um mit den Begriffen des Marxismus zu sprechen – Klasse und politischer Ideologie sowie jegliche epistemologische Privilegierung eines revolutionären Subjekts in Zweifel gezogen.

11 Jessops Einwand, daß Laclau/Mouffe „the philosopher’s stone“ entdeckt hätten, da man diskursiv so Metall in Gold verwandeln könnte, wirkt auf den ersten Blick überzeugend (1990, 295). Aber gerade an diesem Beispiel läßt sich hervorragend zeigen, daß je nach Stellung im Differenzsystem Metall die gleiche Funktion wie Gold übernehmen könnte.

12 Zur Demokratietheorie, welche ich hier nicht diskutieren kann, siehe v. a. HD (4. Kapitel); Mouffe, 1992.

3. *Eingeschränkter Diskursbegriff*: Nicht alle kritischen Einwände gegen die Diskurstheorie behaupten gleich deren analytische Unbrauchbarkeit. Insbesondere Stuart Hall¹³ versucht den Diskursbegriff innerhalb eines marxistischen Theorierahmens zu verwenden. Grenzen für die Arbeit mit dem Diskursbegriff macht Hall dann aus, wenn die spontane Kombination diskursiver Elemente losgelöst von materiellen Zwängen und Klassenkämpfen verstanden wird. Da Hall sich ebenfalls gegen eine direkte Ableitung von ideologischen Phänomenen aus der Basis wendet, interessiert besonders, wie Hall Sprache konzipiert:

In language the same social relation can be differently represented and constructed. And this is so [...] because language by its nature is not fixed in a one to one relation to its referent but is "multi-referential": it can construct different meanings around what is apparently the same social relation or phenomenon [Hall zit. nach Clegg, 1989, 180]

Die Unfixiertheit der Sprache scheint auf den ersten Blick einem poststrukturalistischen Sprachverständnis zu entsprechen. Wenn aber untersucht wird, wie diese Unfixiertheit funktioniert, zeigt sich recht genau, wo sich die Laclau/Mouffesche Diskursanalyse und Halls Sprachbegriff unterscheiden. Unberührt von der Instabilität der Sprache bleibt bei Hall der außerdiskursive Referent – z. B. die kapitalistischen Produktionsverhältnisse. Vorausgesetzt wird immer noch "the same social relation", welche eine Vielzahl unterschiedlicher Bedeutungen erhalten kann. Den signifikativen Prozeß reduziert Hall zum zweitrangigen Vorgang, welcher die vorsprachliche und vordiskursive Realität unbehelligt läßt und ihr bloß aufgestülpt wird. Vom Reduktionismus vulgär-marxistischer Ansätze, welche eine direkte und transparente Beziehung zwischen objektivem sozialen Verhältnis und Ideologie behaupten, vermag sich Hall zwar abzugrenzen, ohne jedoch soweit zu gehen, die diskursive Konstitution von Wirklichkeiten zu behaupten. Ebenfalls im Gegensatz zum Ableitungsmarxismus gesteht Hall den diskursiven Repräsentationsformen einen wichtigen materiellen Einfluß zu, da aufgrund dieser Definitionen gehandelt wird.

Eine derartige Einschränkung des Diskursbegriffes, wie er sich auch in einigen Lesarten Foucaults findet, reduziert das theoretische Potential der Diskurstheorie. Denn vorausgesetzt werden muß dort die essentielle Grundlage nicht-diskursiver Praktiken, die „einer notwendigen Kausalität gehorcht, die den Sinnbeziehungen äußerlich ist“ (Laclau, 1982, 14). Unmöglich wird im Foucaultschen Theorierahmen dadurch die Konzeption des

13 Ich stütze mich hier auf die Zusammenfassung der Hallschen Argumente durch S. R. Clegg (1989, 180 ff.).

Diskurses als das Soziale, d. h. als Sinnbeziehung. Sinn bliebe noch immer ein Zusatz zur sinnlosen Materialität der Gesellschaft und versperrte dadurch den Zugang zur Frage, inwiefern Sinn selber konstitutiver Funktionsmechanismus dieser Materialität ist. Erst wenn die Annahme der Existenz *derselben* sozialen Realität fallengelassen wird, kann die *Realität* von Konstruktionsakten als analysebedürftiges Problem in Gesellschaftstheorie eingehen.

Diese Kritiken werden alle aus einer „alteuropäischen“ Perspektive formuliert, welche sich des außertheoretischen Referenzpunktes ihrer Theorie sicher ist, wie auch von durch methodischen Fortschritt klärbaren Repräsentationsverhältnissen ausgeht. In der Kritik solcher Vorwürfe kann die Diskurstheorie auf einen Alliierten zählen – ohne bisher viel von ihm zu wissen. Der Luhmannsche Konstruktivismus bietet ein differenziert gearbeitetes Theorieangebot, das *teilweise* ähnliche Beobachtungen produziert wie die hier präsentierte Version der Diskurstheorie. Beide teilen das Begehren, trotz Referenzverlust weiterhin Gesellschaftstheorie betreiben zu wollen. Den gemeinsamen Abgrenzungspunkt von solchen Wirklichkeitskonzepten beschreibt Luhmann treffend:

„Die Formel ‚Referenzverlust‘ – manche sagen ‚Erfahrungsverlust‘ oder noch drastischer ‚Sinnverlust‘, und einige glauben sogar, daß andere nicht mehr an ihren Körper glauben – die Formel Referenzverlust faßt wie in einem Brennspiegel das zusammen, was die Distanz zur alteuropäischen Tradition ausmacht.“ (1990, 705)

Halls Beharren auf einer zu bedeutenden Realität ordnet sich aus dieser Perspektive genauso weit entfernt von „neueuropäischen“ Beschreibungsversuchen ein wie die grundsätzliche Verwerfung durch kompromißlosere Kritiken (z. B. Geras).

Der Konstruktivismus unterscheidet mit den Begriffen *Polykontextualität* und *Polykontexturalität* auf epistemologischer Ebene die mit dem Referenzverlust einhergehende veränderte Haltung zu Wirklichkeit(en) konzise. Polykontextuelle Theorien berücksichtigen die Kontextgebundenheit jeder Aussage bzw. Beschreibung und relativieren dadurch den Anspruch außerkontextuell gültiger Aussagen. Nicht verzichtet wird vom Kontextualismus auf die Annahme „eines referablen, durchgängig bestimmten Seins“, das unterschiedlich interpretiert und dargestellt werden kann (Fuchs, 1992, 44). Die Position eines referablen Seins nehmen in den Relativierungen der Diskurstheorie die Produktionsverhältnisse ein, die auf unterschiedliche Weise diskursiv ausgedrückt werden können. Polykontexturalität – die epistemologische Position des Luhmannschen Konstruktivismus – geht von

einer unhintergehbaren Pluralität von Kontexturen aus. Jede Kontextur setzt den Rahmen aller möglichen Unterscheidungen und bleibt selbst verborgen (Fuchs, 1992, 48). Damit entspricht sie genau Laclaus, aus der Phänomenologie übernommenen, Begriff des *Horizontes*, "which establishes at the same time the limits and the terrain of constitution of any possible object" (Laclau, 1993, 294).

Weitere Ähnlichkeiten der Problemstellung von Diskurstheorie und Konstruktivismus zeigen sich, wenn wir uns daran erinnern, daß diskursive Momente immer nur durch Differenzen zu bestimmen sind und der Diskurs in seiner Materialität, also in seiner eigenen Funktionsweise zu analysieren ist. Diesen Sachverhalt benennen Foucault oder auch Veyne, wenn sie sich selber ironisch als „glückliche Positivist“ bezeichnen (Foucault, 1973, 182; Veyne, 1981, 54 f.). Die diskursiven Aussagen werden selber zum Analysegegenstand, wenn man sich nicht mit der bloßen Feststellung des Referenzverlustes begnügen möchte. Folgerichtig gerät auch bei Luhmann das Bezeichnen in den Vordergrund: „Wenn aber die Operation des Referierens – wir haben von Bezeichnen gesprochen – selbst als eine reale Operation aufgefaßt werden muß, kann man nicht mehr ernsthaft meinen, real sei nur das, was sie bezeichnet (referiert)“ (1990, 706). Luhmann entgeht jedoch nicht, daß damit das Problem keineswegs gelöst ist, da die Realität der zu beobachtenden Operation genauso unzugänglich ist wie die Referenz. Der „glückliche Positivismus“ der Diskursanalyse von Foucault droht sich genau in diese Problematik zu verstricken, obwohl er diesem Paradox durch den Verzicht auf einen festen Beobachtungsstandpunkt zu entkommen versucht. Foucault begegnet dem Problem des Ortes des eigenen Sprechens in der „Archäologie des Wissens“ mit einem ironischem Versteckspiel, ohne es für soziologische Zwecke theoretisch hinreichend beschreiben zu können: „Denn im Augenblick und ohne daß ich ein Ende absehen könnte, meidet mein Diskurs – weit davon entfernt, den Ort zu bestimmen, von dem aus er spricht – den Boden, auf den er sich abstützen könnte. Er ist Diskurs über Diskurse“ (1973, 292).

Die Laclau/Mouffesche Version der Diskurstheorie thematisiert die eigene Diskursivität nur indirekt, indem von einer konstitutiven Intransparenz des Diskurses ausgegangen wird, was impliziert, daß keine theoretische Konstruktion, auch nicht die Laclau/Mouffesche, behaupten kann, die Intransparenz durchschaut zu haben. Dennoch bleibt unklar, mit welchen theoretischen Strategien eine Theorie unter diesen Bedingungen zu operieren hätte. Laclau/Mouffe müssen sich deshalb auch die Frage gefallen lassen, inwiefern sie die eigene Erkenntnisposition historisieren (Demirovic, 1985, 31) und inwiefern ihr Theorieangebot der Selbstreflexion zugänglich ist.

Die Klärungsbedürftigkeit des ambivalenten Status der Diskursrealität bei Laclau/Mouffe, womit nicht die Klärung von Intransparenz gemeint ist, wird am besten indirekt über deren kritische Rezeption deutlich: Während Geras wegen des Referenzverlustes Idealismus vermutet, wird von Rosenthal mit einem an Althusser geschulten Blick gerade Laclau/Mouffes Realismus kritisiert:

Laclau and Mouffe understand their own analytical framework as implying [...] „the abandonment of the thought/reality opposition“ [HD, 161, US]. If this is so, the latter opposition is abandoned at the expense of „thought“, and in the direction of „reality“. „The real“ continues to operate unimpeded as an approachable horizon in their argument [1988, 32].

Rosenthals Kritik weist indirekt darauf hin, daß eine Diskussion des Diskursbegriffes nicht anhand überkommener Dualismen wie Idealismus-Materialismus vorgenommen werden kann, sondern das Problem letztlich im Zusammenhang mit der Realität diskursiver Konstruktionen zu diskutieren ist. Wie unser Verweis auf den Luhmannschen Konstruktivismus gezeigt hat, können auch Diskurse selbst nicht unmittelbar dargestellt werden, sondern müssen ihrerseits wiederum beobachtet werden. Wenn der diskurstheoretische De-Konstruktivismus also nicht auf halbem Wege stehen bleiben will, muß er in einer selbstreflexiven Bewegung den Konstruktivismus auch auf seine Beobachtungen von Diskursen beziehen.

4. Die Unmöglichkeit der Gesellschaft

Mit der Einführung des Diskursbegriffes wurden theoretische Entscheidungen von kaum zu überschätzender Bedeutung für zentrale Kategorien der Soziologie getroffen – betroffen davon sind insbesondere das *Soziale*, die *Gesellschaft* und die *Politik*. Die theoriestrategische Bedeutung des diskurstheoretischen Begriffsangebotes liegt in der so ermöglichten Substituierung und Reformulierung des Sozialen:

Unter dem „Diskursiven“ verstehe ich nichts, was sich im engen Sinne auf Texte bezieht, sondern das Ensemble der Phänomene gesellschaftlicher Sinnproduktion, das eine Gesellschaft als solche begründet. Hier geht es nicht darum, das Diskursive als eine Ebene oder eine Dimension des Sozialen aufzufassen, sondern als gleichbedeutend mit dem Sozialen als solchen [Laclau, 1981, 176].¹⁴

14 Laclau hält auch in neueren Aufsätzen an dieser Definition fest (1990b, 90).

Genauso, wie es kein Bedingungsgefüge für die Diskursivität gibt, bleibt ein derartiges Soziales unbegründet: „Heideggerianisch gesprochen: Das Soziale ist nicht begründbar, es ist vielmehr selbst das Gründende“ (Bude, 1991, 100). Ein nicht-diskursives Soziales kann es *per definitionem* nicht mehr geben. Die Notwendigkeit eines derartigen theoretischen Eingriffes ergibt sich nicht daraus, daß mit Diskurs andere Gegenstände zu sozialen werden als durch den Begriff des Sozialen, sondern vielmehr in der Ermöglichung einer relationalen und differenztheoretischen Formulierung des Sozialen. Mit dem Diskursbegriff wird von Was-Fragen (Was ist die Gesellschaft?) auf Wie-Fragen (Wie ist die Gesellschaft möglich?) umgestellt (ähnlich auch Luhmann, 1990). Ermöglicht wird dadurch das Verständnis des Sozialen als Ensemble von Sinnbeziehungen zwischen diskursiven Objekten (Laclau, 1982, 16) und die Analyse von prekären und temporären Bedeutungsfixierungen in hegemonialen Kämpfen. Diese theoretische Intervention produziert eine neue und prominente Positionierung des Politischen: „The political is not an internal moment of the social but, on the contrary, that which shows the impossibility of establishing the social as an objective order“ (Laclau, 1990c, 160). Das Politische bildet damit letztlich durch seinen, die volle Konstitution der Gesellschaft verunmöglichenden Charakter genau den Raum des Subjekts: das Subjekt als Mangel der Struktur (vgl. Žižek, 1990).

Die Komplexität des Sozialen verlangt ein theoretisches Feld, das dekonstruktive Effekte nicht mit Abschlußformeln beschränkt, sondern kontingente Artikulationen beobachtbar macht. Für das Soziale, welches oben mit dem Diskursiven gleichgesetzt worden ist, bedeutet dies die Unmöglichkeit der endgültigen Fixierung von Sinn und die Existenz eines permanenten Bedeutungsüberschusses, die durch den unbehebbarer Mangel eines die Differenzen regulierenden und fixierenden Grundprinzipes verursacht wird (HD, 162 f.).¹⁵ Auf dem Feld des Sozialen finden ständig Konstruktions- und Fixierungsversuche statt; es bildet somit das Gebiet, auf dem Differenzen überhaupt erst möglich und konstruierbar werden (Laclau, 1983a, 39). Das so bestimmte Soziale wird von keinem inneren Zentrum oder Wesen beherrscht, weshalb von einer „Unmöglichkeit der Gesellschaft“ gesprochen werden muß. Diese Unmöglichkeit ist dafür verantwortlich, daß Gesellschaft im Sinne eines strukturierten Systems immer wieder begrenzt wird und nur mittels der paradoxen Operation eines „leeren Signifikanten“ sich selbst bezeichnen kann. Die Suche nach einem Ursprung dieser Differenzen

15 Heinz Budes Konzept des „seriellen Sozialen“ kommt dem Laclau/Mouffeschen Begriff des Sozialen sehr nahe: „Nicht ‚notwendige Beziehungen‘ [...] beherrschen das soziale Feld, sondern äußerst punktuelle und flüchtige Beziehungen, die unaufhörlich Verbindungen herstellen, sie aber zugleich wieder zerstreuen“ (1991, 104).

oder einer ehemals homogenen Einheit, welche nun differenziert wird, macht aus dieser diskurstheoretischen Perspektive keinen Sinn. Dieser Begriff des Sozialen entspricht der Dynamik der „différance“ (Derrida), dem Auf-schieben/Verschieben angesichts des Fehlens eines transzendentalen Signifikats. Derrida, auf den sich Laclau/Mouffe berufen, schreibt:

Es ist dies auch der Augenblick [der unendliche Austausch der Zeichen, US], da infolge der Abwesenheit eines Zentrums oder eines Ursprungs alles zum Diskurs wird [...], das heißt zum System, in dem das zentrale, originäre oder transzendente Signifikat niemals absolut, außerhalb eines Systems von Differenz präsent ist. Die Abwesenheit eines transzendentalen Signifikats erweitert das Feld und das Spiel des Bezeichnens ins Unendliche [1976, 424].

Würde die Diskursanalyse sich mit dem reinen und ungehinderten Spiel der Signifikanten zufriedengeben, wären jene Vorwürfe gegen den Entwurf einer poststrukturalistischen Gesellschaftstheorie berechtigt, welche ihr Beliebigkeit, Chaos, Normzerfall etc. vorwerfen. Deshalb ist es wichtig, sich des analytischen Status des Bedeutungsüberschusses, dieses „Rauschens des Diskurses“ zu vergewissern. Mit der Annahme eines derartigen Rauschens wird eine Formanalyse der das unendliche Rauschen skandierenden diskursiven und hegemonialen Formationen ermöglicht (Demirovic, 1988, 72).¹⁶ Hier erst beginnt das diskursanalytische Unterfangen: Diskursive Formationen sind Konstruktionsversuche partieller Fixierungen dieses Rauschens, d. h. in ihnen wird Sinn erzeugt. *Unmöglichkeit der Gesellschaft* will dann heißen, daß trotz des Scheiterns einer endgültigen Fixierung dieser Konstruktionsversuche das Soziale „nur als Anstrengung, dieses unmögliche Objekt zu konstruieren“, existiert (HD, 164) und Gesellschaft als „a unitary and intelligible object which grounds its own partial processes“ unmöglich geworden ist (Laclau, 1990b, 90).¹⁷ Für die Gesellschaftstheorie läßt sich die Unmöglichkeit von Objektivität, d. h. einer völlig geordneten Gesellschaft, mit dem Begriff des *Antagonismus* benennen; jene Dimension der Laclau/Mouffeschen Theorie, deren Radikalität von vielen KritikerInnen übersehen, von anderen dagegen für „perhaps the most radical breakthrough in modern social theory“ gehalten wird (Žižek, 1990, 249). Denn hier wird der Versuch unternommen, Lacans Begriff des „Realen“ (im Sinne von

16 Demirovic bezieht sich hier auf seinen eigenen, an Foucault angelehnten Diskursbegriff. Die zitierte Aussage läßt sich m. E. aber ohne Probleme auf das Feld des Diskursiven bei Laclau/Mouffe beziehen.

17 Der Gedanke der Unmöglichkeit der Gesellschaft ist auch der Luhmannschen Systemtheorie nicht fremd: „Als Realität, als autoreferentielle ‚Entität‘, als An-sich ist Gesellschaft nicht erreichbar“ (Fuchs, 1992, 25).

Unmöglichkeit der Symbolisierung) zu einem wertvollen Werkzeug der Gesellschaftstheorie zu machen.

4.1 Der Antagonismus

Diesen wohl schwierigsten und originellsten Begriff verortet Laclau an theoriestrategisch zentraler Position: "The crucial point is that antagonism is the *limit of all objectivity*" (1990a, 17) – und stellt damit auch die Grenze der Möglichkeit von Gesellschaft dar. Objektivität – als Gegenbegriff zum Antagonismus – bedeutet die Präsenz eines völlig konstituierten Objekts (Laclau, 1990d, 182). Der Antagonismus bringt das durch den Aufschub des „transzendentalen Signifikats“ (Derrida) bewirkte kontinuierliche Spiel der Differenzen zum Scheitern:

Wir müssen uns nun jedoch fragen, ob es nicht gewisse „Erfahrungen“, gewisse diskursive Formen gibt, in denen das, was manifestiert wird, nicht länger der kontinuierliche Aufschub des „transzendentalen Signifikats“ ist, sondern gerade die Nichtigkeit der Aufschiebung, die endgültige Unmöglichkeit einer stabilen Differenz und folglich jeder „Objektivität“ [HD, 176 f.].

Derrida (1976), den Laclau/Mouffe zustimmend zitieren (HD, 163 f.), argumentiert mit der Abwesenheit des „transzendentalen Signifikats“, d. h. mit der dezentrierten Beschaffenheit jedes Diskurses, um das endlose Spiel des Bezeichnens zu „begründen“. Eine stabile Differenz wäre also auch bereits hier nicht mehr möglich. Der Antagonismus scheint nun die spielerische Instabilität der *différance* insofern zu „übertreffen“, als durch ihn das Spiel selbst gestört wird. Im folgenden interessiert nun genau das Verhältnis zwischen diesen verschiedenen Formen der Destabilisierung der Signifikantenkette. Anhand der Laclau/Mouffeschen Konzeptualisierungen des Antagonismus versuche ich mittels einer Systematisierung aufzuzeigen, daß unterschiedliche Muster zur Erklärung von Antagonismen verwendet werden: einerseits zwei Versionen der jedem Differenzsystem inhärenten Unmöglichkeit, sich völlig zu konstituieren (1 und 2), andererseits die mit dem „Realen“ (Lacan) gegebene Destabilisierung von Differenzsystemen (3).

1. *Kampf antagonistischer Kräfte:* Mit dem Begriff des „Antagonismus“ wird auf den ersten Blick wahrlich keine neue Kategorie in die Gesellschaftstheorie eingeführt: sei es, daß vom antagonistischen Charakter von Klassen die Rede ist, sei es, daß beliebige Konflikte als Antagonismus

bezeichnet werden. Laclau/Mouffe grenzen ihren Antagonismusbegriff von konkurrierenden Begriffen wie dem dialektischen Widerspruch und der Realopposition (Kant) ab. In einer Realopposition besitzt jedes Glied unabhängig von der Relation zu anderen seine Positivität (vgl. die Formel „A – B“). Im dialektischen Widerspruch wird dagegen keine Unabhängigkeit der beiden Glieder voneinander angenommen („A – nicht A“) (HD, 177), sondern die Einheit der Gegensätze durch ihre gegenseitige Abhängigkeit notwendig mit eingeschlossen. Der Antagonismus entspricht keinem dieser beiden Begriffe: Mit der Realopposition ist er unvereinbar, da die Beziehung der opponierenden Objekte auf einer „physikalischen“ Ebene bleibt, ohne ein gegenseitiges Bedingungsverhältnis voraussetzen zu müssen (HD, 178); mit dem dialektischen Widerspruch ist er unvereinbar, da die damit bezeichnete logische Unmöglichkeit nicht notwendigerweise bedeutet, „that its [des ökonomischen Systems, US] collapse must take the form of a confrontation between groups“ (Laclau, 1990a, 6). Antagonismus wird hier gleichgesetzt mit dem sozialen Kampf zwischen Gruppen, mit einer kontingenten Machtbeziehung. Indem antagonistische Beziehungen losgelöst werden von Widersprüchen, wird der kontingente Charakter sozialer Kämpfe erst denkbar: „The resolution (or non-resolution) of the antagonism depends entirely on a factual contingent history“ (ebd., 8).

Mit der Einengung des Antagonismus auf soziale Kämpfe ist die formale Struktur und Besonderheit antagonistischer Beziehungen noch keineswegs erläutert. Ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zur Realopposition (A – B) wie auch zum Widerspruch (A – nicht-A) liegt in der Beschaffenheit der jeweiligen Glieder. In beiden Fällen sind diese nämlich vollständig konstituiert, objektiv im oben ausgeführten Sinne. Ganz anders dagegen der Antagonismus: „Die Präsenz des ‚Anderen‘ hindert mich daran, gänzlich Ich selbst zu sein“ (HD, 180).¹⁸ Die antagonistische Beziehung zeichnet sich durch die Nicht-Identität eines jeden Pols mit sich selber aus, ohne daß diese sich dabei aber logisch ausschließen würden: „Aber auch die Kraft, die mich antagonisiert, ist keine solche Präsenz: ihr objektives Sein ist ein Symbol meines Nicht-Seins und wird auf diese Weise von einer Pluralität von Bedeutungen überflutet, die verhindern, daß es als volle Positivität fixiert wird“ (ebd.). A ist daher im Antagonismus nicht einfach nicht-A (wie im dialektischen Widerspruch), sondern da A nie ganz A ist, symbolisiert B die Unmöglichkeit einer vollständigen Konstitution von A. B muß deshalb stets außerhalb von A positioniert werden.

18 Dallmayr sieht in solchen Passagen eine „flirtation with nothingness“ (1989, 133). Wenn man aber der hier vorgeschlagenen Re-Konstruktion folgt, wird das Außen zumindest an dieser Stelle nicht als Außen des Nichts oder der Negativität konzipiert, sondern als Außen einer ebenfalls nicht völlig identischen Kraft.

Jetzt erst kann die anfängliche Aussage Laclaus, daß der Antagonismus die Grenze jeder Objektivität ist, verstanden werden. Eine Objektivität ohne Grenze findet sich sowohl in den Gliedern der Realopposition wie auch in jenen des Widerspruchs – genau das ist gemeint, wenn von abgeschlossenen, bzw. vollständigen Gliedern die Rede ist. Der Antagonismus verunmöglicht die vollständige Konstitution einer Identität: “It is an ‘outside’ which blocks the identity of the ‘inside’ (and is, nonetheless, the prerequisite for its constitution at the same time)” (Laclau, 1990a, 17). Mit dieser Aussage geht eine zusätzliche Dimension in die Bestimmung des antagonistischen Verhältnisses ein: Der Antagonist behindert nicht nur die völlige Konstitution von A, sondern ist gleichzeitig auch Bedingung der Existenz von A. Da jede Identität sich in einem antagonistischen Verhältnis zu anderen Identitäten partiell konstituiert, müssen jeweilige Identitätsformen von Ergebnissen antagonistischer Kämpfe abhängen. Als Beispiel für einen derartigen Antagonismus dient Laclau/Mouffe das Verhältnis von Bauer und Grundbesitzer: „Gerade weil ein Bauer *kein Bauer sein kann*“, existiert „ein Antagonismus gegenüber dem Grundbesitzer, der ihn von seinem Land vertreibt“ (HD, 180). D. h. der Bauer wird erst durch seine Beziehung zum Großgrundbesitzer zum Bauer, der ihn wiederum negiert. Gleichzeitig bilden Bauer und Großgrundbesitzer aber kein Ganzes, das durch seine widersprüchliche Beziehung konstituiert wird und im Falle der Versöhnung zu sich kommen würde. Die antagonistische Beziehung entspricht keineswegs der Entfremdung, da die Möglichkeit „nicht-entfremdeter“ Identitäten per definitionem von Laclau/Mouffe ausgeschlossen wird. Dies würde die Denkbarekeit „reiner“ Identitäten erfordern, die nicht schon immer durch die Spuren anderer Identitäten gezeichnet sind.

2. *Antagonismus als strukturelle Negation einer Subjektposition:* Die Lage kompliziert sich zusätzlich durch eine weitere Beschreibung des Antagonismus. Der Antagonismus zwischen Arbeiter und Kapitalist kann nicht aus den Produktionsverhältnissen abgeleitet werden. Diese Aussage ist noch völlig kompatibel mit den oben diskutierten Abgrenzungen. Aber wie funktioniert nun dieser Antagonismus: “There is therefore a ‘social objectivity’ – the logic of profit – which denies another objectivity – the consumer’s identity” (Laclau, 1990a, 16). Die beiden sich gegenüberstehenden Einheiten befinden sich nun auf einer unterschiedlichen kategorialen Ebene: Einerseits die Profitlogik, andererseits die den Produktionsverhältnissen äußerliche Konsumentenidentität. Als wesentlich für die Logik des Arguments erweist sich die gegenseitige Äußerlichkeit der beiden „Objektivitäten“ – auf diesem Abstraktionsniveau kann wiederum ohne Probleme an die allgemeine Beschreibung des Antagonismus angeschlos-

sen werden. Problematisch wird erst die unterschiedliche kategoriale Ebene von Profitlogik und Subjektposition des Konsumenten. Das konstitutive Außen der Produktionsverhältnisse könnte beispielsweise in der „Logik“ des Rechtssystems – also, um etwa mit Luhmann zu sprechen, in deren Umwelt – liegen. Denn auch eine derartige Beziehung entspräche dem „Doppelcharakter“ des Antagonismus, indem das Recht ökonomische Beziehungen sowohl ermöglicht (z. B. durch das Vertragsrecht) wie auch durch Eingriffe (z. B. soziale Rechte wie Mindestlöhne) begrenzt, also eine völlige Identität des Ökonomischen blockiert. Die beschriebene Negation einer Subjektposition bzw. deren strukturelle Unterordnung, kann nicht ohne weiteres auf das antagonistische Verhältnis zweier Akteure mit unterschiedlichen Interessen übertragen werden (so etwa Laclau/Mouffes Beispiel des reinen Antagonismus zwischen städtischer und ländlicher Gemeinschaft in der millenaristischen Bewegung [HD, 186]).

3. *Antagonismus als Unmöglichkeit der Gesellschaft*: Im Hinblick auf die Gesellschaft verändert sich der Antagonismusbegriff erneut. Denn hier existieren Antagonismen nicht in der Gesellschaft, sondern sind außerhalb der Gesellschaft als ihr „konstitutives Außen“ zu positionieren: „Genaugenommen existieren Antagonismen nicht *innerhalb*, sondern *außerhalb* der Gesellschaft; beziehungsweise sie konstituieren die Grenzen der Gesellschaft und deren Unmöglichkeit, sich vollständig zu konstituieren“ (HD, 181). In neueren Aufsätzen – insbesondere in Anschluß an Žižeks Weiterentwicklung des Laclau/Mouffeschen Antagonismusbegriffs – verweist Laclau explizit auf die Beziehung von Antagonismus und Realem (Lacan): “But antagonism is the disruption of a system of differences, of a symbolic universe, by an ‘outside’ which negates it – the Real, in the Lacanian sense – which impedes it from fully constituting itself” (1990c, 168). Dieses Reale – als nicht-diskursiver Kern – *zeigt* sich im Antagonismus, ohne daß es durch Sprache ausdrückbar wäre. „Deutlich“ wird, daß die Gesellschaftstheorie, Sprache überhaupt, bei der Beschäftigung mit dem Antagonismus an ihre Grenze gerät, untergräbt dieser doch die Versuche stabiler Fixierungen; mehr noch, der Antagonismus stellt das Gelingen von Sinnproduktion selbst in Frage. Das Vorhaben, mittels sprachlicher Differenzen dieses Subversionsmoment auszudrücken, muß deshalb stets scheitern – genauso wie die Konstitution von Gesellschaft unmöglich bleibt, was aber genauso wenig zum Verzicht auf Versuche der Instituierung von Gesellschaft führt wie zum Verzicht auf Gesellschaftstheorie!

Bei Lacan wird der Begriff des Realen im Zusammenhang mit der Subjektkonstitution eingeführt. Es ist das Reich unbeschränkter Wunscherfüllung,

ein vor-soziales und vor-subjektives Gebiet¹⁹: Auf der Ebene des symbolischen Diskurses ist das Reale das immer schon Verfehlt und dennoch Begehrte, das durch die Verschiebung (Metonymie) den „manque de l'être“ ins Symbolische einführt (Lacan, 1975, 41). Die unendliche Bewegung der Metonymie ist das „*Begehren nach etwas anderem*“, das Begehren eines Mangels (Lacan, 1975, 44). Weil das Reale für das Symbolische nicht zugänglich ist, kann die Grenze, die Reales und Symbolisches trennt, nur im Symbolischen mittels eines leeren Signifikanten, der Unmöglichkeit eines endgültig fixierten Symbolischen (Žižek, 1991, 112) liegen. Erst eine solche Konzeption des Realen läßt Laclaus These, daß das Reale nur in begrifflichen Ent-Stellungen sichtbar wird, verständlich werden (Laclau, 1990d, 86). Dies impliziert auf keinerlei Weise, daß „wirkliche“ Eigenschaften nicht-diskursiver Entitäten das begriffliche Feld, oder allgemeiner Diskurse, beeinflussen. Mit dem Realen wird nicht eine einzige unbestrittene Realität wieder eingeführt. Einwänden, welche den Bezug aufs Reale bei Laclau/Mouffe als Inkonsistenz der Theoriebildung identifizieren, indem das Reale mit Realität verwechselt wird, entgeht deshalb gerade die Pointe des Lacanschen Arguments.²⁰

4.2 „Différance“ versus das „Reale“: Inkompatible Strategien?

Unsere kurzen Bemerkungen zum Realen bei Lacan sind knapp ausgefallen. Sie sollen aber dazu dienen, die theoretischen Konsequenzen des obigen Typisierungsvorschlags zu bedenken. Dieser führt zur Vermutung, daß zwei unterschiedliche theoretische Strategien nebeneinander gestellt werden: eine dekonstruktivistische Fassung der letztlichen Unfixierbarkeit der Signifikanten steht in einem unklaren (Konkurrenz?)-Verhältnis zu einer an Lacan angelehnten Theorie des Antagonismus.²¹ Mehr noch, die drei oben herausgearbeiteten Antagonismustypen – so meine These – kommen durch eine unvollständige Argumentationsweise zustande.²² Während der Antagonismus zuerst von Realopposition und Widerspruch deshalb abgegrenzt wird, weil keine Identität ohne ein diese Identität untergrabendes

19 Das „vor“ ist nicht einfach als chronologische Stufe in der Subjektkonstitution zu verstehen, sondern läßt auch das (v)erkannte Subjekt des Spiegelstadiums nicht los.

20 Jessop *verfehlt* auf diese Weise das Reale (1990, 296).

21 Žižek macht eine ähnliche Beobachtung, wenn er dazu auffordert, zwischen dem Antagonismus als Unmöglichkeit des Sozialen (vgl. das *Reale*) und antagonistischen Kämpfen in der *Realität* zu unterscheiden (1990, 253).

22 Um meine Argumentation zu vereinfachen, reduziere ich die drei Antagonismustypen auf Typus 1 und 3, wobei Typus 2 dem ersteren untergeordnet wird.

Äußeres möglich ist, wird in einem zweiten Argumentationsschritt die antagonistische Beziehung von A – B verallgemeinert auf die Sprache und die Gesellschaft. Das heißt keineswegs, daß diese Verschiebung a priori unzulässig wäre, sondern nur, daß dazwischen ein Argumentationsschritt fehlt, über dessen Möglichkeit nur eine sorgfältige Debatte der Kompatibilität der beiden Argumentationslogiken entscheiden könnte. Denn während der erste Schritt ohne Bezug auf Lacans Reales möglich ist, muß der zweite Schritt ein anderes Außen einführen. Die Nichtkonstitution sowohl von A wie auch von B wurde im ersten Fall mit deren gegenseitiger Äußerlichkeit begründet: A ist das Äußere von B und B ist das Äußere von A. Auf dieser Ebene besteht das Außerdiskursive immer nur im diskursiven Außen eines Diskurses bzw. einer anderen diskursiv konstituierten, prekären Identität. Bezogen auf die Gesellschaft, d. h. auf die Vielzahl der in einer hegemonialen Formation artikulierten Diskurse, verändert sich die Beschaffenheit des Außens, obwohl dessen Effekt ganz ähnlich in der Begrenzung jeglicher Objektivität liegt. Das Verhältnis von A – B war ein symmetrisches und hielt Positionen sowohl auf der Seite von A wie auch auf jener von B bereit. Eine Position außerhalb der Gesellschaft aber läßt sich nicht beziehen – worauf Laclau/Mouffe konsequenterweise auch aufmerksam machen, wenn sie darauf insistieren, daß die Grenze des Sozialen nur in der Gesellschaft liegen kann, da das Jenseitige der Grenze sonst wahrnehmbar, d. h. eine neue Differenz im Diskurs sein müßte (HD, 182 f.). Das Außen des Diskurses ist jetzt kein anderer Diskurs mehr, sondern das Scheitern der Fixierung jeder diskursiven Formation.

Vom ersten Argumentationsschritt aus könnte deshalb auch nach einer immanenten Erklärung der Unmöglichkeit von Gesellschaft gesucht werden, indem diese auf die Artikulation nie endgültig konstituierter diskursiver Momente und Formationen zurückgeführt würde. Laclau/Mouffe – die wohl dieses Argument nicht zurückweisen würden – führen aber genau an dieser Stelle ein anderes Außen, nämlich das Lacansche Reale, ein. Das vorherige diskursive Außen hat sich gewandelt in ein nicht-diskursives Außen, das per definitionem dem Diskurs unzugänglich ist und sich nur in dessen Subversion zu äußern vermag. Den verschiedenen historischen Antagonismen, d. h. dem ersten Antagonismusbegriff von Laclau/Mouffe, liegt in dieser Version das Reale zugrunde: "It [das Reale, US] enables us to grasp this plurality [partikularer Kämpfe, US] itself as a multitude of responses to the same impossible-real kernel" (Žižek, 1989, 4). Das Außen wird durch dessen Gleichsetzung mit Lacans Realem *enthistorisiert*, sowie die anfänglich recht offene Bestimmung des Außerdiskursiven durch die Setzung eines ursprünglichen Mangels vereindeutigt. Auf die anfängliche Un-

terscheidung von Element und Moment bezogen, müßte dies heißen, daß ein reines Element nur als ein reales denkbar ist.

Kurz, der Antagonismus wird auf mindestens zwei verschiedene Weisen begründet:

- a) Antagonismus durch das konstitutive Außen; diskursimmanente Unabschliessbarkeit (Dekonstruktivismus)
- b) Antagonismus durch das Reale (Lacanismus)

Während Antagonismus (a) zur Erklärung von Konflikten zwischen antagonistischen Kräften eingesetzt wird, dient Antagonismus (b) zur Begründung der Unmöglichkeit von Gesellschaft. Gegen unsere These des ungeklärten Nebeneinanders zweier Argumentationsstränge wird von Laclau eingewendet, daß beide Male ein „konstitutives Außen“ als Negation der eigenen Identität besteht, d. h. Momente der Negativität, die in ein diskursives Differenzsystem nicht integriert werden können.²³ Wenn aber die theoretische Äquivalenz des „konstitutiven Außen“ (Derrida) und des Realen (Lacan) vorgeschlagen wird, müßte erklärt werden, warum die Destabilisierung durch das erstere von der des Realen abgegrenzt wird (Spiel der Differenzen vs. Scheitern der Differenzen).

Dennoch bestehen auch wichtige Gemeinsamkeiten: Beide Konzeptionen schließen die endgültige Auflösung von Antagonismen aus. Versuche der Stillstellung von Antagonismen müssen deshalb stets totalitären Charakter annehmen, und es mag kein Zufall sein, daß gerade in totalitären Systemen die Auflösung des antagonistischen Charakters des Sozialen versprochen worden ist.²⁴

Mit dem Realen wird allerdings ein Theorieelement eingeführt, das zwar nicht analog eines Ursprungs mit notwendigen Ergebnissen funktioniert, aber doch als *ahistorischer nicht-diskursiver* Ursprung im Sinne eines konstitutiven Mangels des „Signifikantenspiels“ bezeichnet werden kann. Wenn das Reale unaufhebbar gegeben ist, wird es auch immer Antagonismen geben. Eine Theorie mit kritischem Anspruch gerät aber gerade an diesem Punkt in Schwierigkeiten: Wie soll erklärt werden, daß bestimmte Antagonismen für die involvierten Subjekte weit destruktiver sind als andere, und welche politischen und normativen Konsequenzen folgen aus der ahistorischen Universalität des Antagonismus (Elliott, 1992, 193)?

23 Ich stütze mich hier auf ein Gespräch mit Prof. Laclau im April 1993 in London.

24 In diesem Sinn kann gemäß Žižek Hegel als der erste Post-Marxist bezeichnet werden: "According to Hegel, the antagonisms of civil society [bürgerliche Gesellschaft, US] cannot be suppressed without a fall into totalitarian terrorism – only afterwards can the state limit its disastrous effects" (1989, 5).

5. Schlußbemerkungen

Wie kann Gesellschaftstheorie aussehen, so die anfängliche Frage, wenn sie poststrukturalistisches Theoriewerkzeug verwenden will? Entweder entwickelt man eine soziologische Theorie der Postmoderne (und verbleibt somit größtenteils innerhalb „moderner“ Paradigmen), oder man versucht sich in einer *dekonstruktivistischen und diskurstheoretischen Soziologie* – einer Soziologie also, die poststrukturalistische Theoreme in den eigenen Theorieentwurf einbaut. Mit der Entscheidung für die Laclau/Mouffesche Diskurstheorie wurde der zweite Weg eingeschlagen und gleichzeitig der Baudrillardische Weg einer Soziologie ohne Soziales vermieden. Die ausführliche Darstellung des Diskursbegriffes verfolgte die These, daß die Diskurstheorie als eine spezifische Art des *Konstruktivismus* verstanden werden kann, die von der Materialität des Diskurses ausgeht, indem sie Diskurse in ihrer Positivität analysiert. Durch die Herausarbeitung der immanenten Zerrissenheit jeder diskursiven Konstruktion grenzt sich ein poststrukturalistischer Diskursbegriff von der Statik strukturalistischer Konzeptionen ab.

Zu den Vorzügen der Laclau/Mouffeschen Diskurstheorie gehört das hohe Niveau epistemologischer Überlegungen, welchen durch die Zentralstellung des Diskursbegriffes in der ganzen Theoriekonstruktion Rechnung getragen wird. Dadurch konnte sowohl die Gegenüberstellung von Denken und Wirklichkeit wie auch die von Diskurs und materieller Wirklichkeit aufgegeben werden. Dennoch gelingt es der Laclauschen Diskurstheorie nicht, ihren Konstruktivismus auch auf die eigenen Beobachtungsoperationen zu beziehen. Es gilt deshalb, die theoretische Konstruktionsarbeit des Diskurstheoretikers selbst als De-Konstruktionen und diskursive Artikulationen zu betrachten, die genauso wenig einen unmittelbaren Zugang zu den von ihr beobachtenden Diskursen haben kann, wie auch ein allegorischer Weg hinter den Diskurs versperrt ist. Während Foucault der Gefahr einer objektivistischen Haltung mittels eines ironischen Spiels von Perspektiven antwortet oder Derrida sich in die spielerische Vertextung dieser Paradoxie flüchtet, muß Gesellschaftstheorie an ihrem theoretischen Anspruch festhalten, ohne ihre eigene Diskursivität zu vergessen. Im Laclau/Mouffeschen Entwurf findet sich daher die soeben erwähnte Rhetorik kaum, sondern vielmehr jene des wissenschaftlich-theoretischen Genres. Innerhalb dieses Genres aber kann die Relativierung und Reflexion der eigenen Beobachterposition wohl am ertragreichsten mit Anleihen an der Luhmannschen Beobachtungstheorie problematisiert werden, da sie das Problem der Selbstreflexion des Theoriebildungsprozesses thematisiert und durcharbeitet.

Neben diesen Unklarheiten über die Selbstthematisierung der Diskurstheorie konnten zwei immanent konfligierende Theoriestrategien ausgemacht werden. Für die (De-)Konstruktion des Gegenstandes von Gesellschaftstheorie hat die oben beschriebene epistemologische Position sowie die Rezeption poststrukturalistischer Theoreme weitreichende Folgen. Das „post“ in „poststrukturalistischer Gesellschaftstheorie“ kommt in der Betonung der Unmöglichkeit stabiler Ordnung bzw. der unaufhebbaren Verhängtheit von Ordnung und Unordnung, zum Tragen. Mit den Kategorien des „konstitutiven Außens“ und dem Lacanschen „Realen“ wurde Gesellschaft als stets Scheiternde beschrieben. In der ausführlichen Diskussion des Antagonismusbegriffs, welcher für die Unmöglichkeit der Gesellschaft verantwortlich ist, wurde das ungeklärte Verhältnis einer dekonstruktivistischen und Lacanschen Fassung des Antagonismus herausgearbeitet. Dabei konnten zwei Argumentationsstrategien unterschieden werden:

1. Die Annahme eines Realen führt einen nicht historisierbaren „Grundbegriff“ ein, der jede soziale Formation als scheiternde Instituierung auffaßt, dadurch aber die Fähigkeit verliert, unterschiedliche Formen des Scheiterns zu unterscheiden.
2. Die dekonstruktivistische Argumentationsstrategie verzichtet auf das Lacansche Negativitätspathos und erklärt Antagonismen mittels der diskursimmanenten Unmöglichkeit stabiler Fixierungen.

Theoretische Weiterentwicklungen der Laclau/Mouffeschen Diskurstheorie bedürfen deshalb einer genauen Abklärung der Kompatibilität der beiden Erklärungsmuster und wahrscheinlich eine theoretische Entscheidung für die Favorisierung eines der Angebote bzw. eines Artikulationsvorschlags, der erlaubt, daß sich dekonstruktivistische und Lacansche Kategorien nicht gegenseitig im Wege stehen. Da die konsequente Entwicklung der konstruktivistischen epistemologischen Position einer dekonstruktivistischen Diskurstheorie auf jegliche essentialistische Begriffe verzichten muß, scheint der ahistorische Begriff des Realen für diese Zwecke nur beschränkt fruchtbar. Der Gedanke des Mißlingens von Sinnbildung kann – wie Derridas Arbeiten eindrücklich zeigen – ohne eine derartige Annahme auskommen. Deshalb wird Derridas Problematisierung des Lacanismus für die weitere Arbeit auf dem Feld der Diskurstheorie von großer Bedeutung sein:

Hätte wirklich jede Möglichkeit der Unordnung und der Zersetzung des Symbolischen von der Kraft eines gewissen Draußen her, jede Bezwingung des Symbolischen ihren Ursprung in einer Spiegelung (im ‚Imaginären‘) oder in einem ‚Realen‘, das als das ‚Unmögliche‘ bestimmt ist? [Derrida, 1986b, 167].

LITERATURVERZEICHNIS

- Agger B. (1991), Critical Theory, Poststructuralism, Postmodernism: Their Sociological Relevance, *Annual Review of Sociology*, 17, 105–131.
- Baudrillard J. (1979), Im Schatten der schweigenden Mehrheiten oder Das Ende des Sozialen, *Freibeuter*, 1–2, 17–33, 37–55.
- Bude H. (1991), Auflösung des Sozialen? Die allmähliche Verflüssigung des soziologischen „Gegenstandes“ im Fortgang der soziologischen Theorie, in Müller-Doohm S. Hrsg., *Jenseits von Utopie*, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 100–122.
- Clegg S. R. (1989), *Frameworks of Power*, London, Sage.
- Crook S., Pakulski J., Waters M. (1992): *Postmodernization: Change in Advanced Societies*, London, Sage.
- Dallmayr F. (1989), Hegemony and Democracy: A Post-Hegelian Perspective, in *Margins of Political Discourse*, Albany, 116–136.
- Demirovic A. (1985), *Paradoxe Poetik – Poetik der Paradoxie. Zu Pêcheux und Laclau/Mouffe*, Frankfurt a. M. (unveröffentlichtes Manuskript).
- Demirovic A. (1988), Redegenre und soziale Praxis. Zur politischen Intervention des Redens, *kultuRRRevolution*, 17/18, 71–77.
- Derrida J. (1974), *Grammatologie*, Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Derrida J. (1976), Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen, in ders., *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 422–442.
- Derrida J. (1986a), Semiologie und Grammatologie, in *Positionen*, Wien, Passagen, 52–81.
- Derrida J. (1986b), Positionen, in *Positionen*, Wien, Passagen, 83–184.
- Elliott A. (1992), *Social Theory & Psychoanalysis in Transition. Self and Society from Freud to Kristeva*, Oxford, Basil & Blackwell.
- Foucault M. (1973), *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Foucault M. (1978a), Die Machtverhältnisse durchziehen das Körperinnere, in Foucault M., *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin, Merve, 104–117.
- Foucault M. (1978b), Ein Spiel um die Psychoanalyse, in *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin, Merve, 118–175.
- Foucault M. (1978c), Nein zum König Sex, in *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin, Merve, 176–198.
- Fuchs P. (1992), *Die Erreichbarkeit der Gesellschaft. Zur Konstruktion und Imagination gesellschaftlicher Einheit*, Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Geras N. (1987), Post-Marxism?, *New Left Review*, 163, 40–82.
- Giesen B. (1991), *Die Entdinglichung des Sozialen. Eine evolutionstheoretische Perspektive auf die Postmoderne*, Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Jessop B. (1990), *State Theory. Putting the Capitalist State in its Place*, Pennsylvania: Pennsylvania University Press.
- Lacan J. (1975), Das Drängen des Buchstabens im Unbewussten oder die Vernunft seit Freud, in Haas N. Hrsg., *Schriften II*, Olten, Walter, 15–55.
- Laclau E. (1982), Diskurs, Hegemonie und Politik, in Haug W., Elfferding W. Hrsg., *Neue soziale Bewegungen und Marxismus*, Berlin, Argument, 6–22.

- Laclau E. (1983a), Transformations of Advanced Industrial Societies and the Theory of the Subject, in Hänninen S., Paldan L. (Ed.), *Rethinking Ideology: A Marxist Debate*, Berlin, Argument, 39–44.
- Laclau E. (1983b), The Controversy over Materialism, in *International Conference on Rethinking Marx*, Berlin, Argument, 39–43.
- Laclau E. (1989), Politics and the Limits of Modernity, in Ross, A. (Ed.), *Universal Abandon? The Politics of Postmodernism*, Edinburgh, 63–82.
- Laclau E. (1990a), New Reflections on the Revolution of our Time, in Laclau E., *New Reflections on the Revolution of our Time*, London, Verso, 3–85.
- Laclau E. (1990b), The Impossibility of Society, in *New Reflections on the Revolution of our Time*, London, Verso, 89–92.
- Laclau E. (1990c), Letter to Aletta, in *New Reflections on the Revolution of our Time*, London, Verso, 159–174.
- Laclau E. (1990d), Building a New Left. An Interview, in *New Reflections on the Revolution of our Time*, London, Verso, 177–196.
- Laclau E. (1990e), Theory, Democracy and Socialism, in *New Reflections on the Revolution of our Time*, London, Verso, 197–245.
- Laclau E. (1993), Power and Representation, in Poster M. (Ed.), *Politics, Theory, and Contemporary Culture*, New York, Columbia University Press, 277–296.
- Laclau E. (1994), Why do Empty Signifiers Matter to Politics? in Weeks J. (Ed.), *The Lesser Evil and the Greater Good*, London, Rivers Oram Press, 167–178.
- Laclau E., Mouffe Ch. (1990), Post-Marxism without Apologies, in Laclau E., *New Reflections on the Revolution of our Time*, London, Verso, 97–132.
- Laclau E., Mouffe Ch. (1991), *Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus*, Wien, Passagen.
- Lash S. (1990), *Sociology of Postmodernism*, London, Routledge.
- Luhmann N. (1984), *Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Luhmann N. (1990), *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Luhmann N. (1993), Deconstruction as Second-Order Observing, *New Literary History*, (24) 4, 763–782.
- Mayorga R. A. (1984), Kritik der Diskurstheorie von Laclau, *Argument*, 26 (147), 725–735.
- Mouffe Ch. Ed. (1992), *Dimensions of Radical Democracy. Pluralism, Citizenship, Community*, London, Verso.
- Mouzelis N. (1990), Marxism Versus Post-Marxism, in *Post-Marxist Alternatives: The Construction of Social Orders*, Houndmills, 20–41.
- Paldan L. (1983), Summary of Discussion, in Hänninen S., Paldan L. Hrsg., *Rethinking Ideology: A Marxist Debate*, Berlin, Argument, 54–58.
- Rosenthal J. (1988), Who Practices Hegemony? Class Division and the Subject of Politics, *Cultural Critique*, Spring, 25–52.
- Stäheli U. (1995), Latent Places of the Political in Niklas Luhmann's Systems Theory, *Working Papers Series*, Centre for Theoretical Studies, No. 5, February, Colchester.
- Veyne P. (1981), *Der Eisberg der Geschichte. Foucault revolutioniert die Geschichte*, Berlin, Merve.
- Weisenbacher U. (1993), *Moderne Subjekte zwischen Mythos und Aufklärung. Differenz und offene Rekonstruktion*, Pfaffenweiler, Centaurus.

- Wellmer A. (1985), *Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne. Vernunftkritik nach Adorno*, Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Welsch W. (1987), *Unsere postmoderne Moderne*, Weinheim, Acta humanora.
- Žižek S. (1989), *The Sublime Object of Ideology*, London, Verso.
- Žižek S. (1990), Beyond Discourse-Analysis, in Laclau E. Ed., *New Reflections on the Revolution of our Time*, London, Verso, 249–260.
- Žižek S. (1991), *For They Know Not What They Do. Enjoyment as a Political Factor*, London, Verso.

Adresse des Verfassers:

Urs Stäheli

Centre for Theoretical Studies in the Social Sciences and Humanities,
University of Essex, Wivenhoe Park, Colchester, CO4 3SQ, England